

(Nachdruck verboten.)

49] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Gyan.

30.

In einem kalten Nebeltage im Dezember kam das Gnadengesuch des zum Tode verurteilten Knopfrückers Georg Hellwig mit dem Vermerk zurück, der König habe von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch gemacht.

Der Oberinspektor Häusler sah gerade beim Kaffee, als ihm einer von den Gefangenen-schreibern den Brief brachte, in dem das Justizministerium diese Sache meldete.

„Den Deibel auch!“ sagte er zu dem Polizeinspektor, der gerade in seinem Bureau war, „da gibts wieder Mergel-suppe . . . der Hellwig, Sie wissen doch, der Große, der die Frau ermordet hat!“

„Ach, ich dachte der kleine Kaufmann, der den Juwelier erschossen hat, in Frankfurt . . . na, der kommt nächstens ran. . . Wissen Sie, lieber Kollege, das kann einem den Beruf berekeln . . . diese nutzlosen, widersinnigen Schlächtereien! . . . Und ausgerechnet hier in Blößensee muß das immer jemacht wer'n! . . . Warum denn nicht in Moabit? . . . Ich . . .“

Der Gefangenen-schreiber trat wieder ein und sagte, in seiner blauen Leinenjacke vor dem Oberinspektor stammchend:

„Der Gefangenenwagen von Moabit ist da!“ Und unwillkürlich sich vorbeugend und viel leiser sprechend, fügte er hinzu: „Mit dem Verurteilten. . .“

„Ich komme schon,“ sagte der Oberinspektor; „nich mal feinen Kaffee kann man in Ruhe austrinken! . . .“

Das Hauptportal, durch das der Kellenwagen in den großen Hof gefahren, war noch nicht wieder geschlossen. Die berittenen Schutzeleute stiegen ab, erstatteten ihre Meldung bei dem Polizeinspektor, ihrem Vorgesetzten, um dann wieder aufs Pferd zu steigen und in kurzem Trab den Gefängnis-hof zu verlassen.

Inzwischen hatte sich auch die hintenliegende Tür des Gefangenenwagens geöffnet, und der alte Aufseher Pflüger nebst einem Schutzmännchen kletterten heraus.

Dann kam mit ganz kleinen Schritten, offenbar seiner Fußfesseln wegen, der auch an den Händen mit einer Stahlkette gefesselte Hellwig. . . .

Er sah noch größer aus, als er in der Tat war; die blaue Gefängnis-kleidung schlotterte um seinen erbärmlich abgemagerten Körper. Das Gesicht war eingefallen und aschgrau. Er versuchte zu lächeln.

„Nehmen Sie mir die Fesseln ab, Herr Oberinspektor!“ sagte er, sich instinktiv an den rechten Mann wendend, und seine Stimme hatte etwas, wie über staubige Wege Hirschläufigendes.

„Wir woll'n mal seh'n Hellwig . . . nachher, wenn Sie brav find! Aber Sie sollen schon mal 'n furchtbaren Erzech begangen haben, im Gerichtssaal?“

Georg Hellwig sagte nichts mehr, er wandte den zum Skelett abgemagerten Kopf und blickte hinauf nach den Fenstern der Gefangenenanstalt.

„Wo wohn' ich denn?“ fragte er so leise, als stelle er diese Frage nur sich selber. Aber der alte Pflüger, der zu „seinen Gefangenen“ mehr als gefällig war, zeigte nach einem Kellenfenster im Hochparterre hinauf und sagte:

„Da oben! . . . 'ne hübsche, große, lustige Zelle haben Sie! . . .“

Dann wandte er sich an die beiden Inspektoren:

„Bardon, meine Herren,“ er gebrauchte oft so ganz nicht-amtliche Wendungen und bei ihm lächelte man darüber, „man könnte sie ihm woll abnehmen!“ Er machte mit den eigenen Händen die Gebärde der Fesselung, „ich garantiere for ihm . . . er is wie'n Lamm!“

Der Oberinspektor beobachtete dabei scharf Georg Hellwigs Gesicht, aber in diesem harten, wie aus grauem Stein gemeißelten Gesicht sah man auch nicht die leiseste Bewegung. Er stand, im Rücken oben ein wenig gebeugt, die gefesselten

Arme schlaff am Körper, neben dem Schutzmännchen, als ginge ihn die ganze Geschichte nicht das mindeste an.

Dem Polizeinspektor gefiel diese ungewöhnliche Ruhe nicht, er sagte es auch leise dem Oberinspektor; aber der wurde schon wieder durch eine neue Meldung in Anspruch genommen.

„Donnerwetter!“ sagte er, eine Visitenkarte in der Hand haltend, die ihm der Gefangenen-schreiber gebracht hatte, „woher weiß der das überhaupt schon?“

Und sich ein wenig mehr von dem Verurteilten entfernend, zeigte er dem Polizeinspektor die Karte.

„Der Anwalt is es! . . . Gott, wenn bloß nich zu viel Besuche kommen! Das macht die Leute immer so unruhig.“

„Aber lieber Kollege, gönnen Sie ihm doch das . . . das is doch das Letzte, was er hat! . . . Und wie ich sehe, is die Schwester von ihm auch dabei! . . .“

„Na, ja, ja! . . . Jedenfalls vorläufig mal rauf in die Zelle!“ sagte der Oberinspektor und einem grüßend vorbeigehenden Aufseher zuwinkend, befahl er:

„Sie, Aufseher Schulz! Gehen Sie mal ins Zentral! Die Aufseher Pabig und Maftermann sollen kommen, aber gleich! . . . Nach der kleinen Pforte. . . So,“ wandte er sich an den alten Pflüger, „nun bringen Sie mal den Hellwig da hinüber! . . . Sie wissen doch! Da warten Sie! Aber die Treppe rauf und über die Galerie recht vorsichtig . . . bitte! Sie wissen doch! . . .“

Der alte Aufseher wußte, worauf der Oberinspektor anspielte; er hatte da auch mal einen Gefangenen dieser Art hinaufgebracht in die Mörderzelle. Der war über's Geländer gesprungen, hatte sich die Beine gebrochen, und es war 'ne ganze Zeit darüber vergangen, ehe man ihn wieder soweit zusammengeflückt hatte, daß man ihn hinrichten konnte. . . . Aber der hier, den er jetzt unter der Fuchtel hatte, der machte sowas nich . . . der war viel zu vernünftig! . . .

Die beiden Inspektoren warteten noch so lange, bis Hellwig zwischen dem Schutzmännchen und dem alten Pflüger drüben vor der kleinen Pforte in dem riesigen Backsteingebäude mit den vielen vergitterten Fenstern angekommen war. Dort wurde eben die Tür von einem geöffnet, die beiden beorderten Aufseher, zwei starke Leute, nahmen den „Transport“ in Empfang. Hinter ihren dunklen Uniformen, auf denen die blanken Messingknöpfe blitzten und die farmoisfarbenen Ärmelaufschläge und Kragen leuchteten, schloß sich das kleine Tor.

Eben machten auch zwei Gefangene hinter dem hinaus-fahrenden grünen Wagen das Haupttor zu. Des Polizeinspektors Blick erhaschte noch ein bißchen von dem Grün der Tannen da draußen, und der Gedanke quälte ihn, wie entsetzlich es doch sein müßte, mitten in Kraft und Jugend dem allen für immer Valet zu sagen. . . .

Er ging hinüber in den Flügel der Jugendlichen, wo er zu tun hatte. Der Oberinspektor begab sich in sein Bureau, in das gleich darauf ein Beamter den Rechtsanwalt Kurt von Solfershausen hinführte.

Mit einer knappen Verbeugung sagte Kurt, der sehr elend ausah:

„Ich komme in Angelegenheiten des verurteilten Hellwig . . . ich bin sein Anwalt.“

Der Oberinspektor nickte, als wollte er sagen, daß er darüber schon orientiert sei. Dann meinte er:

„Sie wollen ihn doch sehen . . . nicht wahr? . . . Und die Schwester des Hellwig, wie ich aus der Karte ersehen habe, auch?“

„Ja,“ sagte Kurt rasch, „aber das ist es nicht allein! Ich komme zu Ihnen, Herr Oberinspektor, als zu dem Letzten, der das Unrecht vielleicht noch abwenden kann, das da geschehen soll! Sie sind doch diejenige Instanz hier in Blößensee, die, soviel ich weiß, in Abwesenheit des Direktors, der ja leider zurzeit nicht hier ist . . .“ Kurt hatte sich in seiner Erregung ein wenig verhaspelt und suchte nach dem Folgesatz. . . .

Aber der Oberinspektor nahm ihm das Kopfschütteln ab:

„Ich kann in der Sache so gut wie gar nichts machen! Ich habe heute vom Justizminister die Nachricht empfangen und erwarte jeden Augenblick den Herrn Staatsanwalt und den Richter, die den letzten Teil dieser traurigen Pflicht zu erfüllen haben. . . . Und ich muß Ihnen sagen, Herr

Rechtsanwalt. Ich bin sehr froh, daß es so ist. . . Ich wünschte, ich hätte überhaupt nichts mit diesen blutigen Geschichten zu tun, und man würde sie mir ganz und gar abnehmen. . .
Der Rechtsanwalt nickte, ungeduldig über die Ergüsse des Beamten.

„Zawohl . . . ja . . . aber darum handelt es sich in diesem Falle gar nicht. . . Ich komme zu Ihnen mit der Anforderung, daß Sie einen Justizmord verhindern sollen, Herr Oberinspektor. . .“

„Na, hören Sie mal, Herr Rechtsanwalt. . .“
„Zawohl, einen Justizmord, nicht anderes. Der Mann den man da morgen früh in Ihrer Gegenwart hinrichten will, Herr Oberinspektor, der Mann ist wahnsinnig!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

8) Der Totengräber.

Von Josef Ruederer.

Diesmal lachten schon nicht mehr so viele. Der Großvater hatte den Kopf gehoben und stierte ängstlich umher. Nicht aber guckte verächtlich die Achseln und rief:

„So an Blödsinn! Das soll'n nacher Schnadahüpfn sein. Da sag' i ja glei. . .“

Der Klang der Gitarre unterbrach ihn. Jetzt fing der Totengräber wieder zu singen an, stärker und eindringlicher als zuvor:

„Beim Leichentrunk heut
San fidel alle Leut.
Aber i sag's Ent' g'woiß,
Daß der Tod nah uns is,
Daß er heut no oan stellt
Von der sündigen Welt.
Is's bei Bier oder Wein —
Auf amal kommt er 'rein!“

Tiefe Stille folgte diesem Gesang. Die Holzknechte rauchten ihre Zigarren, die Burtschen rückten näher zusammen, keiner sprach ein Wort. Nur aus der Oefene kam ein langes Aechzen. Der Großvater hatte sich erhoben und wankte gegen die Tische. Seine Stirne war mit Schweiß bedeckt. Auf einmal hielt er ein und blickte entsezt nach der Türe, die jetzt langsam aufging, als folge sie der furchtbaren Beschwörung des Totengräbers. Alle sahen wie gebannt auf ihren Plätzen und wagten kaum zu schnaufen, da endlich löste sich der schreckliche Druck in den höhnischen Schrei Michls:

„O, mein Jesses! Der heilige Geist!“

„Wer is?“ riefen andere.

„Der Andrekl halt,“ lachte Michl, „der sein v'sojnen Großvater hol'n möcht.“

Richtig! Da stand der Junge an der Schwelle und blickte schüchtern in die rauchige Stube. Mit zitternden Armen taumelte der Großvater auf ihn zu und zog ihn zu sich in die Ecke. Der Totengräber aber griff wieder nach dem Instrumente. Sein Gesicht fieberte, und die Hände fuhren mit nervösen Bewegungen über die schrill klingenden Saiten:

„Hangt's an, was Ihr möcht,
Der Tod hat sei Recht.
Wie's alle da seid's,
Und wenn's a no so schreit's,
Ob jung oder alt,
Ent' alle macht er kalt.“

„Zawohl!“ schrie er plötzlich wie ein Rasender. „Das tut der Herr Meier. Bakt's auf auf ihn. Heut Nacht geht er um. I sag's Ent, i, Euer Totengräber.“

Er war aufgesprungen und hatte die Gitarre hoch über die Köpfe der Bauern geschwungen. Ein lähmender Schrecken fuhr über die ganze Versammlung, als er so dastand wie der Herr über Tod und Leben, der den zitternden Knechten die furchtbare Geißel zeigt.

Michl war der erste, der wieder die Sprache fand:

„Jetzt wird's uns a' viel,“ schrie er, „wir lassen uns net foppen von Dir, daß Du's weißt. Geh's!“ fuhr er seine Freunde an, „machen wir, daß wir weiter kommen, gehn wir zum Kranzl oder wo anders hin.“

Wie auf Kommando erhoben sich die anderen und drängten zu der Türe. Man sah es ihnen an, wie froh sie waren, fortzukommen. Ungeduldig stürzten sie weg, jeder wollte der erste sein. Draußen hörte man sie eine Weile noch schimpfen und schreien, dann verlor sich alles in der Ferne. Jetzt legte der Totengräber die Gitarre auf den Tisch und trank sein Glas aus. Dann setzte er sich schwer auf die Bank und bog sich weit in die Lehne zurück. Es war ganz leer um ihn geworden, die Holzknechte hatten sich auch verzogen, nur hinten in der Ecke saßen Großvater und Enkel, ängstlich aneinander geschmiegt, und nicht weit von ihnen schnarchte der Wirt. Lange blieben sie alle so sitzen. Der Totengräber ver-

änderte seine Stellung nicht, nur dann und wann griff er nach der Gitarre und riß an den Saiten. Jetzt öffnete er den Mund und summte halblaut vor sich hin:

„Ob jung oder alt,
Ent' alle macht er kalt!“

Gleich darauf sprang er in die Höhe und sah gespannt zu den beiden hinüber.

„No, was is?“ rief er. „Geh's heut no heim oder net?“
Der Alte hob zitternd den Kopf. Aus seinem Gesicht sprach eine namenlose Angst.

„Braucht's Ent' net fürchten vor'm Herrn Meier,“ rief der Totengräber. „I begleit Euch, da tut er Euch nig.“

Immer noch wollten die beiden nicht von der Stelle.

„No, wird's bald oder net?“

Er ging auf den Alten los. Der zuckte jählings zusammen.

„Na . . . na . . . mit Dir geh i net,“ schrie er. „Andrekl, bleib bei mir und halt mich 'fest. Laß mi net los, Andrekl!“

Der Kleine packte ihn eilig beim Arm.

„Der Großvater und i, wir gehn zu zweit,“ sagte er.

Friedl sah bald auf den Jungen, bald auf den Alten:

„Seid's Ihr verrückt?“

Immer heftiger zitterte der Großvater.

„Geh Du allein mit dei'm Herrn Meier,“ ächzte er.

Friedl riß ihn in die Höhe:

„Marsh' naus! Rei' Wort mehr! Wir wandern alle drei mit anander.“

Da stürzte das Kind weinend vor ihm auf die Knie und faltete die Hände:

„Net, Vater, net! I bitt schön, i bitt gar schön!“

Friedl starrte in die geängstigten Augen des Jungen wie in eine fremde Erscheinung.

„Warum willst net mit mir gehn?“ fragte er leise und eindringlich.

Der Junge konnte kaum antworten vor Angst.

„Weil . . . weil . . . i fürcht mich . . .“

„Vor wem?“

„Vor Dir und vor'm Herrn Meier!“

„Gib' i Dir scho' was tan?“

„Na . . . aber heut nacht tuft mir was!“

Friedl trat einen Schritt zurück, fuhr sich über die Stirn und warf ein Geldstück auf den Tisch.

„Is gut,“ sagte er dumpf. „Geh's Ihr zwei mit anander, i geh a mein Weg. Abje beieinand!“

Den Kopf auf die Brust gesenkt, weit ausholend mit jedem Schritt, kam er die Straße herabgeschritten zu dem tosenden Gewässer. Jetzt tönte es immer näher, das Donnern und Brausen, und dem Totengräber klang es wie das Gebrüll von Teufeln und Dämonen, so höhnisch und gellend.

Recht so! Einem feigen, erbärmlichen Tropf mußte es so in die Ohren klaffen. Ha, ha, ha, ha! Was hatte er ausführen wollen, und wie war alle Berechnung zerstoßen vor dem Blick des jammernden Bubens! Seine Arme hatte er schon geschwungen, womit er beide hinüberwerfen wollte über den Rand der Brücke; sicher und stark hatte er sich gefühlt wie ein Riese, der die Erde aus ihren Grundfesten emporreißt und weit hinauswirft in die Unendlichkeit. Und nun hatte er nicht einmal sehen können, wie das Kind ein paar Tränen weinte! Das war der Mörder, der alles hinwegräumen wollte, was ihm in den Weg trat!

Eine rasende Wut gegen sich selbst empfand der Totengräber. Wenn's nicht mehr wert ist, dann fort mit dem erbärmlichen Leben, mochten Großvater und Enkel Hand in Hand über seine Leiche weiter wandern, bis sie der Herrgott, an den sie glaubten, in seinen lachenden Himmel nahm.

Immer schneller stürmte der Ferkel durch die Dunkelheit. Wo blieb denn die Brücke, daß er hinunterspringen konnte von der elenden Welt in die Befreiung, in das Nichts? Er hatte alles Gefühl für Zeit und Ort verloren und jagte planlos durch die Nacht dahin. Weit konnte sie ja nicht mehr sein, denn nun brüllten die Wasser ganz dicht vor ihm, und jetzt auf einmal, ehe er sich besinnen konnte, packten sie ihn mitten auf dem Weg, aus Nacht und Dunkel heraus, mit einer Gewalt, daß es ihn weit in den Strudel hineinschleuderte. Der Friedl stieß einen furchtbaren Schrei aus und bäumte sich auf. So jäh und unerwartet war es über ihn gekommen, die eisigen Pluten stürmten so wütend an seinen Leib, daß er sofort zur Besinnung kam und mit wahnsinniger Kraft dagegen arbeitete.

„I will no net hinwerden!“ schrie er, so laut er konnte, aber das entfesselte Element überbrüllte ihn tausendfach. Verzweifelt kämpfte er an, dreimal richtete er sich auf, aber jedesmal warf es ihn nieder. Wie einen Kreisel riß ihn der Strudel mit fort, und immer, wenn er Fuß zu fassen suchte, schleuderte es ihn weit hinaus von Welle zu Welle. Mit erlöschender Kraft rang der starke Mann. Jetzt wollte er nicht lassen vom Leben; trotzig nahm er zusammen, was ihm noch an letzter Stärke geblieben war und schlug mit Händen und Füßen um sich. Aber alles vergeblich. In fortwährendem Auf und Nieder peitschte es ihn weiter durch die stürmenden Gewässer. Schon drohten ihm die Sinne zu erschlaffen, da faßte er noch mit letzter Kraft einen festen Gegenstand, einen Baumstamm, der weit über seine Wurzeln vom Wasser über-

schwemmt war. Mit bebenden Händen umklammerte ihn der Friedl, und gleich darauf troch er ans Land, mehr tot als lebendig.

„Meier, Du Hund Du, Du räudiger!“ schrie er wütend, als er noch in derselben Nacht vor das Skelet wandte. „Bist am End ni g'meint hast — i stirb no lang nei.“

Troch seiner Erschlaffung hatte er sich bei diesen Worten hoch vor ihm aufgerichtet und grimmig die Fäuste geballt. Niemals hatte er starrer am Leben gehangen als in diesem Augenblicke, wo ihm die rasende Erregung und alle Schauer des Todes noch durch Adern und Muskeln tobten. Denn eben war er nach Hause gekommen auf einem langen Ferkweg über das ganze Dorf, schauernd und triefend von Nässe.

„Du elender Hund, Du,“ brummte er noch einmal.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Belletristik.

Mag Brod: Die Erziehung zur Hetäre. (Arel Junders Verlag, Stuttgart.) Mag man es deplaciert finden, daß der Kritiker den noch relativ unbekanntem jungen Dösterreicher Mag Brod mit dem beängstigend schnell bekannt und berühmte gewordenen anderen Dösterreicher Rud. Hans Bartsch zusammensetzt. Jedoch, wenn hinter Brods Erzählungen die Silhouette Prags, von der Moldau untrauscht, aufsteigt, gedenkt man des Dichterwerks Bartschs, hinter dem das grüne, märchenumspinnene Graz hervorleuchtet. Bald stoßen wir auch bei Brod auf ein bißchen Völkerveröhnungspropaganda wie bei Bartsch, und gerade wie bei diesem ohne die moralische, die diktatorische oder politische Gebärde. Bleibt der undifferenzierbare Bartsch ohne Abschweifungen der Natur treu, findet Brod gleichfalls zuletzt über alle geheimen Umwege und psychologischen Arabesken die Heimkehr zur mütterlichen Erde. Für die Polasche Kunstdefinition: Kunst ist die Schilderung eines Ausschnittes des Lebens, gesehen durch ein Temperament, geben diese beiden Dösterreicher wieder einmal ein konsequentes Beispiel. Uebersetzen wir Temperament noch weiter mit Lebensanschauung, Stil, Persönlichkeit, so bekommt wiederum der noch im Schatten weilende Brod neben dem bereits in der Sonne stehenden Bartsch um so eher sein spezifisches Gewicht. Vielleicht gibt es keine größeren Gegensätze als den frohgemuten, kinderseelischen, wiesensrischen Bartsch und den reflektierenden, manchmal auch experimentierenden, kulturgestutzten Brod. Der eine ganz Naturkind, mit Lächeln und Sonnenschein im Herzen, mit Musik und Baldebrauschen; der andere ein zusammengesetzter Geist, weltmännisch gefärbt, dem ein gewisses Aesthetentum über den Weg läuft. Gortcht man aber tiefer, so entdeckt man auch bei Brod die Sehnsucht nach dem Reimenseelischen am Ende unter den gelegentlichen Künsteleianfällen, findet einen Menschen mit der Heiligkeit der primitiven Seelen. Und wie Bartsch ist er ein bezauberter Verkünder des Heimatlischen oder sage ich lieber ein bezaubernder Verkünder? Obgleich er noch ringt, zuweilen wie junger Most ungebärdig schäumt, die ausgereore Klarheit eines Bartsch vor der Hand noch nicht aufweist, hat er doch schon seine eigene Melodie gefunden, besitzt schon ganz und gar, wie ich oben sagte, das spezifische Gewicht der Persönlichkeit. Hat seinen individuellen Stil. Von wieviel Dichtern läßt sich das sagen? Schauen wir auf den von der öffentlichen Meinung gekrönten Gerhart Hauptmann, wie er profillos in der Literatur herumgependelt ist. Wer getraut sich ohne Titelblatt einen unbekanntem Hauptmann als Hauptmann zu erkennen? Nach ein paar Seiten aber schon erkenne ich Bartsch und will auch Mag Brod erkennen. Zuweilen können solche Merkmale Manier sein, es ist nicht immer leicht, sie als Wahrzeichen einer starken Natur, einer unbeeirrten Persönlichkeit zu bestimmen. Doch was mir von Brod bis jetzt vorgelegen, deutet darauf hin, daß seine bestimmte konstituierte Physiognomie echt und keine Modemaske ist. Um so betrüblicher muß es auffallen, daß er das Wöchlein mit der feinen Novelle: Ausflüge ins Dunkelrote nach dem zugkräftigeren Titel der schwächeren Erzählung: Die Erziehung zur Hetäre benannte und damit nach einem ebenso sinnlosen wie geschäftsgeistigen Vorspiegelungsprinzip Konzeptionen machte, die weiter noch durch die Umschlagzeichnung im obersten Regnickel- oder Reilektürvestil übertraffen wurden. Der Autor müßte seine Bücher selbst höher einschätzen, als sie zur Schaufensterware degradieren und loslämieren zu lassen. Daß ein Autor von bestimmten Themen nicht los kommt, sollte man ihm nicht immer als Armut anrechnen. In dieser Beschränkung vermag sich des Dichters Tiefstes, das Wesentliche zu kristallisieren. In der ersten Novelle vorliegenden Bandes haben wir wieder wie in Brods großem Roman Schloß Korneppage den typischen Kreis der „Differenzierten“; hier sind die Cerebral-Jünglinge amilantironisch glosiert, die einen Durchschnittsbadisch zur freudenspendenden Hetäre erziehen wollen und mit ihrer dionysischen Kur nichts anders erreichen als ein unerwartetes Durchbreimen der moralbefreiten höheren Tochter. Die Geschichte ist von einem liebenswürdigen Humor umspielt, Gedankenflitter, keine aufregenden, aber hübsche und vernünftige sind das zwischengeschreit. In der zweiten, wertvolleren Novelle taucht abermals wie in vorgenanntem Roman der „Indifferente“ auf. Aber gar bald weiß man, wie voll von innerem Erleben dieser kultivierte

Gleichmut ist, der mit Gemütswallungen zum Banalen herabzusteigen meint. Hier wird man an Hamsum erinnert, der die Bäume, die Sterne anspricht und mit dem Mond auf Du und Du steht. Brod nimmt das Leben nicht eigentlich schwer und erast, doch steht er verwundert davor, bestaunt sie und entdeckt täglich neue Schönheiten. Oft genug lösen sie sich ihm in Dichterisches, in Musik auf, kleine Paradoxe, Aphorismen funkeln dabei. Man spürt den Atem des Lebendigen und daß der Dichter kein Schreibstischerfinder, sondern ein Schauender, ein Fühlender ist. Das Dunkelrote, das Purpurne bedeutet ihm unedle Leidenschaft, Pathetik, Trivialität. Die Geschichte zeigt einen Menschen mit Erregungen, Empfindungen „violetter“ Farbe, d. h. kühl-unpathetischen Gefühlen, die nicht das Blut, aber dennoch das Glid steigern und aus dem Trivialen ins Reich vergeistigter Freuden führen oder hin zum Urquell aller Seligkeit: Natur und Einsamkeit.

Lulu von Strauß und Torney: Sieger und Besiegte, Novellen. (E. Fleischel u. Co., Berlin.) Niejische zählt einmal zu den wertvollsten Existenzen die großen Erleichterter und Vereinfacher des Lebens. Man könnte mit einigem Scherz von tieferer Bedeutung ebenso richtig sagen, die wertvollsten Existenzen (unter den Dichtern und Schriftstellern) sind die großen Erleichterter und Vereinfacher des Lesens. Sollen wir sie wirklich als zu leichte Naturen ansprechen, die zur Erleichterung ihres Selbst und des Lesers ins Glitzernde, ins Spielerische, Ländelnde flüchten? Auch der Weise, der Mensch mit Gedanken kann das Tänzerische (um wieder ein Wort von Niejische zu gebrauchen) haben und den Inhalt seiner Seele in die schwingende, zwingende, in die funkelnde, klingende Form der Leichtigkeit gießen. Muß es immer Oberflächlich sein, wenn ein Autor in den leichtfüßigen Rhythmus verliert ist und Blütenflocken streut, statt daß er Quadern wälzt in leuchtender Schwerefülligkeit? Aber der Deutsche übersezt Größe und Gehalt noch immer mit Schwere, und unter den Deutschen will besonders die schreibende Frau ihre Tiefe beweisen, indem sie das Bleigewicht literarischer Worte an die Säge hängt und das Stoffliche mit Pathetik und jenem „Ernst“ tränkt, der der Langeweile zum Verwecheln ähnlich sieht. Die Novelle selbst erhält unproportionierte Dimensionen, daß sie ächzt unter der Last von „Geist“, der sich als Schwergewicht gibt und doch nur Verschwerden verursacht. Lulu von Strauß ist auf dem Wege, die Leses-Verdroffenheit zu süßen, statt die Leses-Freudigkeit zu heben. Wenn sie häuerliche Novellen schreibt, schwebt über ihr noch das Gesetz der Vereinfachung, aber in ihren historischen Erzählungen verwechelt sie, wie die meisten weiblichen Federn, Kraft mit Breite, Ideen mit Wortanhäufung. Sie schielt nach Nicarda Such hinüber und bleibt doch im Neuzerischen stehen. Durch ihre letzten Novellen muß man sich buchstäblich durcharbeiten. In Auge um Auge will die Verfasserin einen Aufrechten vom Bauernstamm schildern, der unter dem Martyrium der Franzosenwirtschaft in Westfalen am 1807 seine Habe, sein Weib und seinen Sohn verliert. Sie überschüttet den Leser dabei mit epischer Mojait und gelangt doch zu keiner Geschlossenheit, der große Zug und die Motivierung mangelt den Erzählungen, die am Verlängerungstrieb krankten. Der Verlängerungstrieb erstickt bald das Interesse an der Fabel und man kommt ebenso gemartert zu Ende, wie bei der Legende von der Felsenstadt, bei der man abermals nach Verkürzung schmachtet. Die Geschicknisse wirken tot, wie sehr man auch Seite um Seite dem ernsthaften Quellenstudium der Verfasserin begegnet. Aber was nicht alle Stimmigkeit der Chronik, alle rechtgetroffene Milieuschilderung (der Autorin stärkste Seite), wenn der Nerv, das Herz, kurz das Lebendige unter dem Ballast von Schwerefülligkeit, Gründlichkeit und — Literatentum verschüttet liegt? Eine gewollte Männlichkeit ist's, die hier ein schönes Talent irreführt. Zurück zur Einfachheit! Meinettwegen auch zum Weiblichen, wenn es Innerlichkeit bedeutet. Im Tanzliedchen will die Autorin zwischen den beiden „kraftvollen“ Novellen das Heitere kultivieren. Doch die leichten Füße fand sie auch hier nicht. Die Historie von dem kleinen Pariser Mädel, das ihrem ungetreuen Liebsten nach London nachläuft und vor der Königin ihr Recht sucht, ist von einer Psychologie, die ich Kulissenpsychologie nenne. In jedem neuen Akt, hier Phase der Geschichte, ist die Entwicklung fix und fertig da. Die Zusammenhänge sind unterschlagen. Die falsche dichterische Perspektive, die des äußeren Effekts willen an der inneren Wahrheit vorbeischießt, ist's, die — ich bediene mich des Stils der Verfasserin — „deß schuld hat“.

Sophus Michaelis: Totentanz. Verlag von Erich Reif, Berlin-Bestend. Sophus Michaelis, der erfolgreiche Verfasser der „Revolutionshochzeit“, bemüht sich abseits der Viel zu Vielen im Buchschreiberhandwerk zu wandeln. Es fällt ihm noch etwas ein, er hantiert nicht mit Märgeln und Finessen wie die Kleinen im Geisse und Großen im Schaumischlagen, er nähert seinen Märgeln mit ehrlischer Arbeit und strenger Zucht. Wie ein Gedanke in künstlerische Form gebracht werden kann, zeigt der Zylus dieser Novellen. Jede wirkt wie ein Bild. Man kennt die Totentänze in der Malerei, es ist nicht allzu schwer, sie ins Poetische, ins Dichterische zu übertragen. Aber Michaelis berichtet eigene Arbeit. Mit bildnerischer Gewalt gibt er dem Tode Gestalt nach seinem Willen. Nicht als Erlöser und Freund, noch als Richter und Rächer, sondern als das Schicksal selbst, als blinder Vollstrecker erscheint er hier. In jeder der Novellen vom Papst, Kaiser, König, Ritter, Bauern, Keger trägt der Knochen-

mann ein anderes Gesicht; immer aber wird vor seiner Majestät die Nichtigkeit irdischer Größe, die Nichtigkeit allen Erdenkampfes fühlbar. Was ist alle Eier nach Vestj, nach Liebe, aller Nadeburt und alles Nachstellen? Der Senjenmann kommt und macht seinen Schnitt. Am stärksten offenbart sich Michaelis' Gestaltungskraft in der ersten Novelle: Der Papst. Hier ist alles meisterlich geformt, ein Stück Renaissance in brennenden Farben hingemalt. Künstlerisch am nächsten dieser Novelle steht die letzte: Der Keger. Giordano Bruno's Glaubensmartyrium und seine Verbrennung. Eine kühne Phantasie paart sich mit dem Gluthauch des Seelischen, dabei bleibt eine scharfe Gegenständlichkeit bestehen, die die Geschehnisse mit Leben tränkt. Hier tut einer wieder einmal einen kühnen Griff ins Abenteuerliche, ins Romantische alter Form, bei dem das Rüstzeug starker Ritter, Tod und Teufel zu finden sind und Wunder geschehen. Keineswegs die himmelblauen Wunder verzückter Schwärmer, wohl aber die blutroten Wunder des Lebens, die alt und ewig neu sind. Nicht mehr die kleinen Liebeschmerzen, aus denen unsere Generation der erotischen Männlein und Weiblein ihre „großen“ Wäcker machen, nicht mehr die unfruchtbare Selbstspiegelung, das intime Genießen besonderer Zustände, oder die billige Feld-, Wald- und Weidenverherrlichung. Ein Labebuch unter der Menge der blassen Aesthetenbücher. Michaelis hat Einfühlungskraft und Prägung des Ausdrucks, er ist voller Gesichte und von bildhafter Anschaulichkeit. Auch wo er reflektiert, sein denfender Geist kann dem entrinnen, rundet sich alles zum Bild. Er hat mehr zu geben als nur die hypnotischen Griffe der Literatur, er versteht jene Hypnose, die Gefühlsübertragung ist und Zwangung und Stärke.

Peter Altenberg: Bilderbögen des Kleinen Lebens. (Verlag von Erich Reiß, Berlin-Westend.) Wieder ist eine Reihe Altenberg'scher Gedankenplättchen zum Buche vereinigt und wieder schließt sich das Einzelne zum Ganzen, zur Lebensphilosophie eines Zeichnenden. Es gibt nichts Unbedeutendes in der Welt, es kommt nur auf die Anschauungsweise an, dieses Goethewort hat Altenberg zum Motto genommen. Das Goethesche: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben“ hätte ebenso gut gepaßt. Denn für Altenberg, dem Schauenden wird alles Kleine groß, aus Kleinigkeiten tönt ihm die Sinfonie des Lebens „Kleinigkeiten morden“ und Kleinigkeiten geben Seligkeiten. So sieht er über dem Leben, ein Momentphotograph, und malt seine Bilderbögen. Ja, er malt sie aus seine Platten, nicht mit dem Schmuck der Worte, nicht mit den Schnörkelarbeiten der Phantasie, sondern mit dem Impressionismus eines erkennenden Geistes. Was die Kurzichtigen für Manier nehmen, die Bequemen für Spielerei, ist ureigene Natur eines bewußten Zusammenhängers, dessen Extraktstil sich orakelhaft ins Heilandsmäßige steigert, wenn das „Seherische“ über ihn kommt. Mit meinen kleinen Erfahrungen und noch kleineren Talenten will ich das Leben aufdecken, schreibt er und es kommt ihm nicht darauf an, Salzwasser, Kochrezepte, Kates, Automobile, neben Hungerkünstlern, Else Wieselthal, Kine-matographen, Monacher-Varietés und Klimt-Ausstellung ins Bereich seiner Betrachtung zu ziehen. Und so wichtig der Untersuchung wie Ehe, Liebe, Eiferucht, Freundschaft dankte ihn Klosettpapier aus japanischer Pflanzenfaser und richtig funktionierende Manschettenknöpfe. Von den grotesken, lächerlichen und daher tragischen Dingen der reichen Leute redet er am liebsten und noch lieber mit apostolischem Fanatismus predigt er sein Evangelium von der physiologischen Regeneration. Vom Leibe geht die Kultur aus, nicht vom Geiste sagen alle seine kleinen Kapitel und es ist um so tragischer, Peter Altenberg mit dem Leitmotiv: Mensch sein heißt Stoffwechseln jetzt einsam hingestreckt in einem Sanatorium zu wissen. Er hat es mit seinem Glauben an den Sauerstoff und die Lebensenergien durch diätetische Lebensweise so wenig weit gebracht, wie mit seinen Katechismenbüchern bei der Masse. Wer über Käse, Thunfisch und Paradeisauce ein Essay mit der gleichen Andacht schreibt wie über Moral und andere erlauchte Dinge, muß ein Charlatan sein. Mit wehmütiger Selbstironie hat er dies in dem Kapitel vom Spazierstock in dem Schlupfatz glossiert: „Er ist ein Stock-Marr, man muß ihn schonen.“ — Als Bohemienseele, die im Hundetrabstil ihre Glossen notiert und sie dann der Welt mit Burleskheit präsentiert, wird Peter Altenberg weiter gewertet werden. Das Kindliche und das Philosophische seiner Natur wird verkannt bleiben.

J. V.

Kleines feuilleton.

Berufswahl und Auge. Die Osterzeit naht. Für viele junge Menschen, welche die Schule verlassen, um sich nun in das große Heer der werktätigen Massen einzureihen, bedeutet sie einen, vielleicht den entscheidenden Wendepunkt ihres Lebens, und viele Väter und Mütter mögen jetzt mit sich und ihren Kindern zu Räte gehen, in welchem Berufe wohl für ihren Sohn oder ihre Tochter die beste Aussicht auf ein gedeihliches Fortkommen bestehe. Leider wird, wie die Erfahrung lehrt, bei Erwägungen dieser Art teils aus Unberstand, teils aus Gedankenlosigkeit ein Umstand nur zu oft außer Rechnung gelassen, die Frage nämlich, ob auch der Zustand der Augen den Anforderungen des zu erwählenden Berufes entspricht. Und doch rächt sich nichts so bitter,

wie die voreilige Entscheidung für einen Beruf, dem man körperlich nicht gewachsen ist. Viele Seelenqualen, Beldopfer, Zerkwürfnisse und Zeitverluste sind die unausbleibliche Folge solchen Leichtsinns. Darum ist es vielleicht gerade im gegebenen Zeitpunkte nicht unangebracht, daran zu erinnern, daß nicht alle Berufsarten gleichmäßige Anforderungen an die Gltte und Tüchtigkeit der Augen stellen, und daß daher bei nicht normalem Zustand der Augen eine weise Auswahl getroffen werden muß.

Daß ein Lahmer nicht Seiltänzer werden kann, leuchtet jedem ein. Ist es etwa aber anders zu beurteilen, wenn Schwachsichtige durchaus in Berufe hineingepreßt werden, die gerade eine große Feinheit des Sehens zur Voraussetzung haben? Da soll vielleicht ein Jüngling mit starker Verbildung der Hornhaut (Astigmatismus) Lithograph oder ein Mädchen mit trüben Hornhautflecken vor den Pupillen Schneiderin oder Stickerin werden. Der Fehlschlag ist gewiß. Ebenso unzweckmäßig wäre es, einen zu höhergradiger Kurzsichtigkeit Neigenden, der vielleicht gar noch erblich belastet ist, Berufsarbeiten zuzuführen, die geeignet sind, die Kurzsichtigkeit noch weiter zu erhöhen und dadurch große Gefahren für die Augen heraufzubeschwören. Andere Berufe sind wiederum für stark Ueberlichtige wenig geeignet, weil sie bei ihnen zu frühe Ermüdung und mangelnde Ausdauer herbeiführen.

Auch gibt es Berufe, die ihrer Eigenart nach eine immerwährende Bedrohung der Augen darstellen und daher niemals von Einäugigen oder solchen Personen ergriffen werden sollten, die nur über ein gutes Auge verfügen. So ist es bekannt, daß bei der Bearbeitung von Eisen fast ständig größere oder kleinere Splitter durch die Luft schwirren und die Augen verletzen können. Vernt nun ein junger Mensch mit nur einem brauchbaren Auge zum Beispiel das Schlosserhandwerk und wird an eben diesem Auge in schwerer Weise verletzt, so bleibt er ein Krüppel sein Leben lang. Daß ein Mensch mit nur einem Auge oder aus anderen Gründen beschränkten Gesichtsfeldes nicht Chauffeur werden sollte, braucht nicht auseinandergelegt zu werden. Auch Störungen des Farbensinns machen die Wahl gewisser Berufe unmöglich. Man stelle sich die Verwirrung und die Verwechslungen vor, die ein Farbenblinder in einem Seidenhand-geschäft oder in der Damentonkonnexion anrichten muß! Bei manchen Berufen, zum Beispiel im Eisenbahndienste, wird ja die Zulassung von dem Nachweis eines normalen Farberkennungsvermögens durch ärztliche Untersuchung abhängig gemacht.

Ueberaus mannigfaltig sind die Möglichkeiten, wie Mängel des Sehorgans die Erfüllung von Berufspflichten stören oder verhindern. Aber das Gesagte allein wird schon genügen, um allen, die es angeht, klar zu machen, wie notwendig bei der Entscheidung über den zu ergreifenden Beruf eine Rücksichtnahme auf den Zustand der Augen ist. Möge es, sobald irgendwelche Erkrankungen der Augen oder Abweichungen vom normalen Sehen vorhanden sind, niemand ver-säumen, vor der endgültigen Entscheidung sich mit einem Augenarzte ins Einvernehmen zu setzen.

Dr. R. Riger.

Kunst.

Die Sammlung Chinesischer Bilder in London. Die stattliche Sammlung chinesischer Gemälde, die zu Anfang vorigen Jahres auch in den Räumen der Berliner Akademie der Künste ausgestellt worden war, ist jetzt zu einem erheblichen Teil an das Britische Museum in London verkauft worden. Frau Olga Julia Wegener, die durch eine dreißigjährige Tätigkeit in China diese einzigartige Sammlung zustande gebracht hatte, hat damit in England eine Anerkennung gefunden, die ihr in Deutschland bisher leider verlaget geblieben war. Auch das Britische Museum hatte die Fonds zur Erwerbung der Sammlung nicht bereit, aber die größten Autoritäten sprachen sich mit solchem Gewicht über die Bedeutung der Sammlung aus, daß die nötige Summe wenigstens für die Erwerbung eines Teiles der Gemälde gezeichnet wurde. Unter den Gutachten, die von maßgebender Seite über die Sammlung abgegeben wurden, interessiert am meisten wohl das von Alma Tadema, dem berühmtesten englischen Maler der Gegenwart. Er schrieb: „Um den großen Flug der japanischen Kunst zu verstehen, ist die Kenntnis ihrer Vorläufer in China notwendig und bei der Betrachtung der Sammlung enthüllte sich mir ein Zusammenhang von Jahrhunderten künstlerischer Entwicklung, und zwar einer solchen von der schönsten Art. Vögel, Blumen, Tiere und menschliche Figuren sind alle von gleich erstem Range und der künstlerische Wert von dem allen ist so groß, daß es tausendmal schade wäre, wenn der Besitz dieser Sammlung unserem Volke nicht gesichert werden würde.“ Mit noch größerer Bestimmtheit noch derselben Richtung äußerte sich Arthur Morrison, der zurzeit als der größte Kenner chinesischer Gemälde in England gilt. Mit dem Abschluß des Verkaufs an das Britische Museum ist nun ein Teil der Sammlung, 150 Bilder, für Deutschland endgültig verloren gegangen, und wegen der Erwerbung weiterer steht das Museum noch in Verhandlung. Außerdem sind noch 80 Bilder im Musée Guimet in Paris ausgestellt. Das Britische Museum besaß übrigens schon eine kleinere Zahl chinesischer Gemälde, während diese in deutschen Museen noch fast gänzlich fehlen.

(Herr Bode hatte in seiner Unwissenheit die Sammlung als japanische Kopien abgelehnt; er will sich für das asiatische Museum, das er plant, wohl lieber mit Hilfe des in vielen Künsten erfahrenen Herrn Gretor das nötige besorgen.)